

Methoden untersuchen, die an Kunstwerken der Vergangenheit entwickelt worden sind. Dadurch soll gezeigt werden, daß die Schöpfungen des lebenden Künstlers solchen Maßstäben standzuhalten vermögen. Wirklich gelingt es Boeck, auf diese Weise eine Fülle von Werten bei Picasso zu fassen. Vor allem bemüht sich der Verfasser, dadurch Objektivität zu wahren, daß er sich auf die kunstgeschichtliche Fragestellung beschränkt. Allein auch die kunstwissenschaftliche Analyse ließe sich noch vertiefen. Bei der Deutung der Radierung „Minotauremachie“ (S. 219 u. Taf. 401) z. B. hat B. übersehen, daß nicht ein „stierköpfiges Ungeheuer“ die Hauptrolle spielt, sondern — wenn nicht alles täuscht — ein Mensch, der die Maske eines Stieres trägt. Das hätte auch die alte Methode zutage fördern müssen. Tatsächlich jedoch genügen bei Picasso die alten Methoden allein nicht. Wenn man z. B. eine aus Holzabfällen zusammengestückte Montage mit dem gleichen Anspruch wie die eben genannte Radierung oder den Isenheimeraltar untersucht, geht das Gefühl für Rang und Qualität verloren. Darüber hinaus muß B. gleich zu Beginn seiner Arbeit einen für die alte Kunstgeschichte wesentlichen Begriff, nämlich den der Entwicklung, in Frage stellen. (S. 71) Weithin ausgeklammert aber werden die weltanschaulichen und philosophischen Fragen, die ja doch den Streit um dieses Werk entfachen. Das scheint ein Vorteil des Werkes; denn die Diskussion wäre schwierig und langwierig. Es zeigt aber auch einen großen Mangel auf. Denn im Verlauf der Untersuchung muß der Verfasser die alte Auffassung von Kunst, Natur, Mensch und Welt doch anzweifeln. So lesen wir auf S. 343 „Fertig“ im Sinne eines alten Meisterwerks ist für Picasso keines seiner Bilder, denn „Eine Sache fertig machen, heißt, sie töten, ihr Leben und Seele nehmen.“

Am Ende des Werkes, das sich durch Kataloge, Register, Bibliographie und Abbildungsmaterial als ein Standardwerk präsentiert, können wir dem Verfasser für seine gewaltige Leistung zwar danken, aber ein wesentlicher Teil bleibt dem Leser noch zu tun übrig: die Unterscheidung und Bewertung.

H. Schade S.J.

Geistesgeschichte

Guttenberg, A. Ch. de: Aufstieg des Abendlandes. (398 S.) Wiesbaden 1954, Limes Verlag. DM 19,80.

Wenn G. mit dem Lateiner Salvianus von der Hand der Vorsehung im Ablauf der Menschengeschichte spricht (378 ff.), so muß man dies dahin einschränken: zwar dürfen wir nicht daran zweifeln, daß die Fäden der Geschichte letztlich alle in Gottes Hand zusammenlaufen — aber säkulargeschichtlich gesehen vermögen wir auf weite Strecken hin

den roten Faden der Vorsehung nicht mit Sicherheit oder überhaupt nicht festzustellen. Jede weitgespannte Geschichtsdeutung wird daher (wir sehen von der Heilsgeschichte ab) ein bloß menschlicher Versuch bleiben. Dies vorausgeschickt, vertiefen wir uns in den Gehalt des Buches.

Die abendländische oder europäische Einheit (für G. sind Europa und Abendland synonym, vgl. 377) wurde bisher meist von der gemeinsamen geistigen und geistlichen Erziehung der europäischen Völkern durch die hellenistische Kultur bzw. das Christentum abgeleitet. Auch G. verwendet diese Beweisführung, greift aber dann noch viel weiter in die Früh- und Vorgeschichte der europäischen Völker zurück. Er ist auf den Gebieten der Archäologie, Ethnologie und Sprachkunde sehr beschlagen und vermag daher viele einheitliche Wurzeln unseres heutigen, so verzweigten Abendlandes aufzudecken. Von besonderem Interesse dürfte der Nachweis sein, wie nahe verwandt Kelten und Germanen sind und wie sehr sie sich auch später, nach ihrer Differenzierung, wechselseitig durchdrungen haben. Auch was die Kulturleistung der nordischen Völker und ihrer gallischen, britonischen und germanischen Nachkommen angeht, kommt der Verfasser zu neuen Ergebnissen. Was die indogermanischen Erben der „La-Tène-Kultur“ an Werten und Kräften in die große europäische Kultursynthese eingebracht haben, ist beachtlich. Vor allem religiös und sittlich leuchten die nordischen Eigenschaften auf dem Hintergrunde der verfallenden hellenistisch-römischen Spätantike hell auf. Auch das germanische Mittelalter wird sehr positiv gewertet.

Das Anliegen des Vf.s ist, daß die europäischen Nationen sich als Schwestern betrachten, ihren Zwist begraben und zurückfinden zur Einheit der Familie. Ein vornehmes Anliegen und mit Wissen und Geschick verfochten.

Neben vielen Vorzügen hat das Werk allerdings auch seine Mängel. Obschon es berechtigt ist, den Beitrag der nordischen Menschen zum Abendland höher zu bewerten, als es bisweilen geschieht, so darf das keineswegs dazu führen, die griechische Philosophie, die hellenischen und hellenistischen Bemühungen um ein sittliches Menschenbild und eine metaphysische Welterklärung zu entwerten. Der Vf. scheint uns vor allem die ethischen Möglichkeiten der Antike zu unterschätzen. Auch ihr Ringen um die Fragen der persönlichen sittlichen Verantwortung und des Eigenwertes der Persönlichkeit ist beachtlich, so unvollkommen diese Versuche letztlich auch geblieben sein mögen und so wahr es ist, daß die frostige Herzenshärte des Heidentums erst im Christentum so recht aufgetaut ist. G. ist auch immer etwas in Gefahr, im Kampf gegen Gnosis und Verstan-

desdünkel Agnostiker zu werden. Unser europäisches Christentum steht der Ratio ebenso nahe wie dem „Sentiment“.

Trotz dieser Einseitigkeiten verdient das Buch von jedem gelesen zu werden, dem Europa ein Begriff, ein Wunsch und eine Hoffnung ist. G. F. Klenk S.J.

Grousset, René: Orient und Okzident im geistigen Austausch. (167 S.) Stuttgart 1955, Gustav Kilpper. Ln. DM 9.80. Die deutsche Ausgabe, die uns 5 wertvolle Vorträge des namhaften französischen Historikers zugänglich macht, ist sehr verdienstlich.

Im ersten Vortrag wird der Leser mit dem Wesen des Humanismus vertraut gemacht, aber allsogleich belehrt: „was wir Humanismus nennen, ist im Grunde nur die Essenz unserer Mittelmeerkultur“ (29). Und dann wird ein Ausblick auf die östlichen Humanismen eröffnet: den uns verwandten arabisch-persischen und die ferneren, den indo-buddhistischen und den chinesischen. In gewissen Grundelementen berühren sich diese in ihrer Ausformung oft recht gegensätzlichen Menschenbilder im Ewig-Menschlichen.

Den Weg der Menschheit durch die wenigen Jahrtausende eigentlicher Kultur zeichnet der zweite Vortrag. Der dritte belehrt uns über die Jugend der Menschheit als Kulturträger. Sowohl im zweiten als auch im dritten Vortrag werden wir mit wichtigen Gesetzen, bzw. Eigentümlichkeiten der Geschichte bekannt gemacht: der schlimmste Feind des Fortschritts ist die rohe Gewalt der Kriege; wo ein ganzer Kulturkreis verschwindet, geschieht es durch Selbstmord; jede Kultur ist sterblich; die wirkliche Menschheitsgeschichte ist nicht die der Schlachten, sondern die der Technik und des Geistes.

Wir stehen sozusagen noch in den Anfängen der kulturellen Möglichkeiten; noch ist die Zivilisation wie eine dünne Haut über der Tiernatur des Primitiven. Diese Haut braucht nur ein wenig geritzt zu werden, und schon erscheint der nackte Barbar.

Gr. bekennt sich zu einem gedämpften Fortschrittsglauben. Ob er recht hat, ob die Haut der Geistesbildung jemals dicker werden und den Barbaren, das Tier im Menschen, bändigen wird? Das Tausendjährige Reich des Friedens liegt doch jenseits der Geschichte. Nun, Gr. selbst scheint der Meinung eines von ihm zitierten Theologen beizupflichten, „daß frühestens im Jahre 20000 unserer Zeitrechnung aus der Geschichte eine gültige Schlußfolgerung gezogen werden könne“ (98).

Einzigartig sind in allen fünf Vorträgen die Vergleiche zwischen den verschiedenen Humanismen, Kulturen, Philosophien und Kunstschöpfungen von Orient und Okzident.

Die verschiedenen Welt- und Menschenbilder aus Ost und West sind heute daran, zu einem allumfassenden Humanismus zu verwachsen. Das Verhältnis dieses planetarischen Humanismus zum Christentum wäre noch herauszustellen. G. F. Klenk S.J.

Rintelen, Fritz-Joachim von: Der Rang des Geistes, Goethes Weltverständnis (Gr. 8, 436 S.) Tübingen 1955, Max Niemeyer. DM 26.—, Ln. DM 29.—.

Das Buch untersucht die Anschauungen Goethes über das Dasein und seine Polaritäten, die Natur und ihren Stufenbau, sowie Gott und Mensch. Um Goethe abgrenzen zu können, wird auch ein Wesensbild der Romantik entworfen, die der Klassik gegenübersteht. Goethe selbst weitet gegen Ende seines Lebens die Begrenzung der reinklassischen Form aus und ergänzt sie durch romantische Impulse. Ein Schlußkapitel sucht die vollere Geisteswirklichkeit Goethes zu skizzieren. v. Rintelen verfolgt die Absicht, Goethe, den Vorkämpfer des Geistes, als Vorbild und Rettung für unsere Gegenwart zu erweisen, auf die nicht immer in befriedigender Abklärtheit Bezug genommen wird. — Eine erstaunliche Kenntnis des Goetheschen Gesamtwerkes und der gesamten Goetheliteratur ermöglicht eine reiche und umfassende Darstellung des Weltbildes des Dichters. Sie bringt allerdings auch die Gefahr, sich in der Fülle zu verlieren. Als Philosoph beginnt v. R. mit dem Allgemeineren, um dann das konkrete Gottes- und Menschenbild zu zeichnen. Dies ist vielleicht für die Behandlung eines Dichters nicht der günstigste Weg, weil er seine Anschauungen immer am konkreten Gegenstand gewinnt. Eine weitere Schwierigkeit ergibt sich aus den Wandlungen, die Goethe zeigt. Auch wenn sie im einzelnen berücksichtigt werden, z. B. beim Gottesbild, so haben doch viele Unbestimmtheiten des Buches darin ihren Ursprung, daß Zeugnisse aus verschiedenen Zeiten zusammengetragen werden. Beim Gottesbild glaubt v. R. festzustellen, daß es sich von einem mehr vital-dynamischen (pantheistischen) über ein klassisch-antikes in ein mehr christlich-theistisches wandelt. Er spricht zusammenfassend von der „transzendierenden Innerweltlichkeit“ Gottes. Vielleicht hat der Wunsch, Goethe als Vorbild zu sehen, dahin geführt, daß die Auffassung Goethes allzu christlich und allzu personalistisch gesehen wird. Bestrebt, die verschiedenen Auffassungen auszugleichen, werden gewisse Widersprüche zu sehr verwischt, werden einige Äußerungen, etwa aus Faust, gar nicht berücksichtigt, oder wie der wichtige Brief an Auguste von Stolberg (S. 139, 169) nicht genügend ernst genommen. Man wird überhaupt dem Verfasser vorwerfen müssen, daß er in seinem Vorgehen eine gewisse Ungenauigkeit zeigt, da er die Bedeutung eines Wortes, einer bestimmten Stelle nicht genügend scharf herausarbeitet. So